

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 12 . . . . . Beilage zur Gleichheit . . . . . 1916

**Inhaltsverzeichnis:** Nicht ermatten! Spruch von Goethe. — Nervöse Kinder. II. Von J. Straffer. — Die Mutter als Erzieherin. Von K. D. — Notizen. — Feuilleton: Nachmarsch. Von Edgar Hahnewald.

## Nicht ermatten!

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,  
Hohes Glück, daß ich's vollende!  
Laß, o laß mich nicht ermatten!  
Nein, es sind nicht leere Träume:  
Tehz nur Stangen, diese Bäume  
Geben einft noch Frucht und Schatten. Goethe.

o o o

## Nervöse Kinder.

Von Jsa Straffer.

II.

Aufgabe der Erziehung ist es, wenn sie die Nervosität verhüten und bekämpfen will, nach Möglichkeit alles zu vermeiden, was das Minderwertigkeitsgefühl des Kindes steigert, und alles zu tun, was das Selbstvertrauen und die Lebensfreudigkeit des Kindes heben kann. Leider steht es durchaus nicht immer in der Macht proletarischer Eltern, die körperliche Schwächlichkeit, die, wie erwähnt, häufig zur Ursache eines überreizten Minderwertigkeitsgefühls wird, zu beheben. Um so notwendiger ist es, daß sie die andere Ursache der Nervosität, die strenge Erziehung möglichst vermeiden, vielmehr, soweit als möglich, den Druck der Erziehung lindern. Damit sie dies können, müssen sie sich vorerst selbst von einem Gebrechen freimachen, das seinen Grund vielleicht in ihrer eigenen Nervosität hat: der Autoritätsucht. Wenn sich die Eltern nämlich wie der liebe Gott gebärden, der alles kann, alles weiß, dem „unbedingter“ Gehorsam zukommt, wenn sie jede Gelegenheit benützen, dem Kinde ihre körperliche und geistige Überlegenheit zu zeigen, dann vergrößern sie nicht nur den Abstand zwischen sich und den Kindern, wodurch die Erziehung sehr erschwert wird, sie verschärfen auch den Stachel des Minderwertigkeitsgefühls in der Seele des Kindes, bringen ihm seine eigene Kleinheit und Unvollkommenheit schmerzhaft ins Bewußtsein. Ihr autoritatives Auftreten, ihre brutalen Nachmittel (Prügelstrafen!) bewirken dann entweder die feige, heuchlerische Unterwerfung des Kindes, also Verzicht auf Selbstständigkeit, oder trotzig Auflehnung, meist beides zugleich. Wenn es die Eltern dagegen verstehen, ihren Kindern als gute Freunde entgegenzutreten, die zwar älter und erfahrener als die Kinder, aber deshalb noch längst nicht unfehlbar und allgewaltig sind, dann wird das Selbstgefühl des Kindes unversehrt bleiben, es wird vielmehr das Ehrgefühl des Kindes geweckt werden. Statt feige Furcht und feindseligen Troh hervorzurufen, werden die Eltern dann die Liebe und das Vertrauen der Kinder gewinnen. Ohne daß sie militärischen Gehorsam aufs Wort zu fordern brauchen, wird ihnen das Kind dann, sofern sie nur Vernünftiges verlangen, einen freiwilligen Gehorsam entgegenbringen, der ungleich wertvoller ist als der erzwungene.

Statt demütigender und aufreizender Strafen wird bei dem Kinde, dessen Ehrgefühl entwickelt ist und das seine Eltern liebt, ein ernster Blick, ein mahnendes Wort genügen, um es von der Wiederholung irgend einer Unart abzuhalten.

Die Unempfindlichkeit für die Zärtlichkeit des Kindes, die manche Eltern für besonders erzieherisch halten, ist ein Erziehungsfehler, der unter Umständen zur Nervosität führen kann. Wird nämlich das natürliche Zärtlichkeitsverlangen des Kindes nicht befriedigt, so kann es geschehen, daß das Kind sich ganz in sich selbst verschließt, schüchtern und ängstlich oder auch „nun gerade“ trotzig, unlenksam, unnahbar wird. Andererseits kann gerade das Zärtlichkeitsbedürfnis des Kindes zum Hebel der Erziehung werden, keine Pflichten wird das Kind leichter erfüllen, Unannehmlichkeiten eher überwinden, wenn es zum Lohn dafür ein liebevolles Wort, eine Umarmung der Eltern erhält. Besonders wichtig ist die Erziehung durch Zärtlichkeit beim kleinen Kind, das an Reinlichkeit gewöhnt werden soll. Gerade in dieser Zeit ist die Gefahr am größten, daß das Kind in nervösen Troh gerät, empfindet es doch zumeist die Forderungen, die man an es stellt, als unnütze

Schikane, gegen die es sich zur Wehr setzen muß. Übertriebene Zärtlichkeit hebt natürlich alle erzieherische Wirkung wieder auf, verwöhnt das Kind, macht es unfehlbar.

Eine andere Erziehungsunfite, der besonders Eltern leicht erliegen, ist das Bestreben, die Kinder „zu etwas zu machen“, das nicht in ihrer Natur begründet liegt. Es ist begreiflich, daß die Eltern den Wunsch haben, daß ihre Kinder im Leben einmal das erreichen, wonach sie selbst vergebens gestrebt haben. Gefährlich ist es nur, wenn sie dabei verkennen, daß ihre Kinder andere Neigungen, andere Fähigkeiten, andere Ziele haben, kurz, daß sie andere Menschen sind als sie selbst. Welchen Schaden eine solche Nichtachtung der kindlichen Eigenart anrichten kann, soll folgendes Beispiel zeigen:

Ein Vater, der selbst aus Mangel an Mitteln nicht studieren konnte, hat den heißen Wunsch, daß sein neugeborener ältester Sohn dereinst Rechtsanwalt werde. Als der Bub herangewachsen ist und es sich schon erkennen läßt, daß er keinerlei Veranlagung und Neigung zum Studium besitzt, hält der Vater trotzdem eigensinnig an seinem Plane fest. Er bringt materielle Opfer, um den Sohn auf die Mittelschule zu schicken, er treibt den Knaben unbarmerzig zum Lernen an, nimmt ihm alle Mittel, um seine Liebhobbies, in denen sich seine Begabung für das Handwerk zeigt, zu betreiben, heßt ihn von Klasse zu Klasse und macht ihm beständig Vorwürfe über sein Nichtgenügen in der Schule. Es ist klar, daß aus diesem Kinde nicht nur, wenn der Vater wirklich seinen Willen durchsetzt, ein sehr mäßiger Rechtsanwalt wird, sondern auch ein unglücklicher, nervöser Mensch. Denn dadurch, daß dem Kinde Aufgaben gestellt werden, denen es nicht gewachsen ist, dadurch, daß man ihm die Möglichkeit nimmt, auf seine Art etwas zu leisten, wird ihm alles Selbstvertrauen, alle Zukunftsfreudigkeit, alle Energie schließlich genommen, wird es unfehlbar in die Nervosität, wenn nicht gar in den Selbstmord, wie eine ergreifende Novelle der Dichterin v. Ebner-Eschenbach schildert, hineingetrieben. Alle, denen die Gefahr droht, Lieblingswünsche auf Kosten der Persönlichkeit ihres Kindes verwirklichen zu wollen, sollten daher Goethes prächtiger Worte eingedenk sein: „Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen; so wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben, sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren. Denn der eine hat die, die andern andere Gaben; jeder braucht sie und jeder ist doch nur auf eigene Weise gut und glücklich.“ Das „Gewährenlassen“ ist zugleich ein gutes Mittel gegen die Nervosität. Wie Goethe es hier meint, bedeutet es ja nicht, daß man dem Kinde stets den Willen lassen soll, sondern es heißt, daß man dem Kinde nicht hindern soll, sich seinen Kräften und Neigungen entsprechend zu betätigen. Dadurch wird es nicht nur vor Unarten bewahrt, — beschäftigte Kinder sind selten „unnützig“ —, es werden auch sein Lebensmut und Selbstvertrauen gehoben. Das wird jeder bestätigen, der einmal beobachtet hat, welche stolze Schöpferfreude etwa ein kleines Kind empfindet, dem es gelungen ist, einen „richtigen“ Hund aus Ton zu kneten!

Allerdings ist die häusliche Erziehung heute nicht mehr fähig, die Kinder in der richtigen Weise zu beschäftigen. Den Eltern fehlt es dazu an Zeit, pädagogischer Bildung, an geeigneten Beschäftigungsmitteln. Die Einrichtung unentgeltlicher städtischer Kindergärten und Horten mit ausreichendem Beschäftigungsmaterial und geschulten Lehrkräften sollte daher von allen proletarischen Eltern gefordert werden. Noch aus einem andern Grunde ist die gemeinsame Erziehung der Kinder in größeren Anstalten pädagogisch wünschenswert. Es ist nämlich unbedingt zu vermeiden, daß ein Kind viel in der Gesellschaft von Erwachsenen ist. Der beständige Vergleich mit den Erwachsenen bedrückt das Kind, macht es schüchtern, unsicher, oder macht es in dem Bestreben, das Unsicherheitsgefühl zu überwinden, sich den Großen gleichzustellen, atflug, led, auf jeden Fall nervös. Der Umgang mit Kindern, besonders mit Gleichaltrigen, der Wettstreit in Spiel und Arbeit gibt dem Kinde dagegen Selbstbewußtsein und führt es eher zu einer richtigen Einschätzung seiner Kräfte. Ein Beweis dafür ist, daß ein Kind, das unter Geschwistern aufwächst, sich meist psychisch viel gesünder entwickelt als ein „einziges Kind“. Bei einer größeren Geschwisterzahl kann auch, indem man die Großen darauf hinweist, die Kleineren zu betreuen und zu beschützen, und den Jüngeren zeigt, wie sie sich den Großen nützlich machen können, dem Götungsbedürfnis der Kinder ein sozialer Weg gewiesen werden. Zudem man überhaupt dem Kinde möglichst viel Gelegenheit gibt,



durch Leistungen für andere sein Selbstgefühl zu befriedigen, hält man es davon ab, durch nervöse Mädchen auf Kosten anderer sich ein Machtgefühl zu erschwandeln.

Das was für die Erziehung des normalen Kindes gilt, Hebung des Lebensmutes durch liebevolle Behandlung, Tätigkeit und Umgang mit Kameraden, gilt ebenso für die Erziehung von Kindern, die in irgendeiner Weise von der Norm abweichen. Auf keinen Fall dürfen außergewöhnlich „schlimme“ Kinder durch lieblose Behandlung, dauernde Abschließung von den Gefährten und Aufpeitschen ihrer Schuldgefühle getrieben werden, sich als „Verbrecher“ zu fühlen. Was dabei herauskommt, zeigen unsere Erziehungsanstalten. Vielmehr müssen gerade diese Kinder bei ihrem Ehrgefühl gepackt werden, indem man ihnen Vertrauen entgegenbringt, und es muß ihnen, ebenso wie schwächlichen oder verküppelten Kindern durch geeignete Beschäftigung Gelegenheit geboten werden, zu zeigen, daß sie „auch“ etwas taugen.

Selbstverständlich kann alle häusliche Erziehung nur Stückwerk sein. Das Kind steht ja vom ersten Lebensmonat an unter Einflüssen, die von den Eltern mehr oder weniger unkontrollierbar sind. Auf der Gasse, auf dem Spielplatz, in der Schule hört und sieht es oft Dinge, die die besten Erziehungsabsichten der Eltern durchkreuzen. Besonders eine Erscheinung unseres gesellschaftlichen Lebens kann für die geistige Entwicklung des Kindes gefährlich werden: die niedrige gesellschaftliche Stellung der Frau. Die Wahrnehmung, daß die Frau in vielem hinter dem Manne zurücksteht und von ihm oft mit Geringschätzung behandelt wird, und der daraus gezogene Schluß, daß die Frau ein minderwertiges niederes Wesen ist im Vergleich zum Manne, können, indem sie das Minderwertigkeitsgefühl der Mädchen oder der Frauen, die sogenannte „weibliche“ Buge haben, steigern, zur Ursache der Nervosität werden. An den Eltern ist es, diesen und anderen Eindrücken der kapitalistischen Umwelt, die die physische Gesundheit der Proletariatskinder schädigen können, durch ihr Beispiel entgegenzuwirken.

o o o

### Die Mutter als Erzieherin.

Die Erziehungsaufgaben der Mutter sind durch den Krieg nicht leichter geworden, im Gegenteil. Nicht nur, weil die ganze Verantwortung jetzt auf ihr allein lastet, während der Vater, der sie sonst mit ihr teilte, im Felde weilt. Nicht nur, weil die Mutter mehr noch als früher durch Erwerbsorgen dem Heim und den Kindern ferngehalten wird. Nein, der Krieg erschwert die Erziehungsarbeit unmittelbar, indem er unsere Kinder Einflüssen aussetzt, die alles andere als erzieherisch sind; Einflüssen, die nicht nur vom Standpunkt der sozialistischen Weltanschauung, sondern jeder rein menschlichen Moral höchst bedenklich genannt werden müssen. Alles, was das Kind hört, ist Krieg, Vernichtung: Schützengräben in die Luft gesprengt, Schiffe versenkt, Bomber herabgeschossen; Menschenleben gelten nichts mehr — Zerstörung und Brand sind alltägliche Vorkommnisse. Was Wunder, daß das Seelenleben des Kindes auf einen gewalttätigen, rohen Ton abgestimmt wird! Was Wunder, wenn der Geist der brutalen Gewalt sich auch in den Spielen der Kinder widerspiegelt! Beobachtet eure Kleinen doch nur, hört ihre Erzählungen an, wenn sie mit erregten Gesichtern heimkommen von „Kriegsspielen“ — was spielen sie denn noch anderes! Das ist nicht mehr die frische, fröhlich-berbe Bubensart wie früher, wo man in Feld und Wald Indianer oder Räuber und Gendarm spielte, wo List und Geschwindigkeit, nicht rohe Gewalt, den Ausschlag gaben. Es ist etwas Wildes hinzugekommen, eine Freude am Mäusen, am Wehtun, am Zerstören, ein Schwelgen in großen, prahlerischen Worten und in Hohnreden über die Gegner. Jede Mutter, der es Ernst ist mit der Erfüllung ihrer Erziehungspflichten, wird diese Wandlung tief-schmerzlich empfinden.

Von allen Seiten stürmen die kriegerischen Eindrücke auf die kindlichen Geister und Herzen ein. In den Schaufenstern der Buch- und Papierläden hängen Bilder vom „Kriegsschauplatz“ aus, meist mit Unterschriften, die alles Licht auf die Seite der „Freunde“, allen Schatten auf die Seite der „Feinde“ verteilen. Die Kinns, die schon vor dem Kriege nicht zu den erzieherischen Anstalten gehörten, leisten jetzt das Unmöglichste an Geschmacklosigkeit und Rohheit. Und die Schule? Bietet sie nicht wenigstens ein Gegengewicht gegen diese Einflüsse? Es sind ja heute zumeist Frauen, denen die Kinder dort anvertraut sind — wirken sie nicht mildernd und beruhigend auf die kampferregten Kinderseelen ein? Nein, auch in die Schule ist der Kriegsgeist eingezogen. Davon macht auch der Religionsunterricht keine Ausnahme. Zwar Krieg

und Christentum läßt sich schwer miteinander vereinigen; aber wo das Neue Testament mit seiner Lehre von Menschenliebe und Verfühlichkeit gar nicht mehr passen will, da muß das Alte Testament herhalten: es kennt ja auch ein „ausgewähltes“ Volk, dem „sein“ Gott die Feinde besiegen hilft. Und was vom Religionsunterricht gilt, das gilt natürlich erst recht vom Unterricht in der deutschen Sprache, von Geschichts-, Erdkunde- und Gesangsunterricht — alle stehen im Banne des Krieges. Kinder deklamieren:

Haut sie tüchtig auf die Lagen,  
Haut in die Kosakenfrägen! . . .  
Stülpt die Kühne überm Häufen,  
Daß sie allesamt ersaufen!

Kinderstimmen singen:

Patriot, schlag ihn tot,  
Edward Greh, den Erzlujon,  
Mit der Bide ins Genide,  
Daß er kriegt die Schwerenot.

Und das alles geschieht unter der Aufsicht und mit Zustimmung von Pädagogen, von Schülern Pestalozzis und Diesterwegs! Ja, diese Pädagogen rühmen sich ihrer Tätigkeit auch noch, sie stellen es direkt als Aufgabe der deutschen Erziehung hin, daß „germanische Kampfesfreude“ und „altpreussischer Soldatengeist“ in den Kindern großgezogen werde. Die Folgen einer solchen „Erziehungsarbeit“ werden nicht ausbleiben. Man glaube doch ja nicht, daß man die Leidenschaften des Hasses und der Verachtung, die Freude an Gewalt und Zerstörung heraufbeschwören kann, ohne zugleich die Achtung vor Menschenleben, Menschenrechten und Menschenarbeit zu vernichten. Die Verwilderung der sittlichen Begriffe, auf nationalem Gebiet herbeigeführt, wird sich auch auf sozialem Gebiet geltend machen: die Zunahme von Missetaten aller Art, von Körperverletzungen, Sachbeschädigungen usw. werden uns bald den Beweis dafür liefern.

Sollen wir Mütter nun unlätig zuschauen, wie der Geist der Verheerung und Brutalität sich unserer Kinder bemächtigt? O nein: wir empfinden aufs tiefste, daß dieser Geist in Widerspruch steht zu aller Menschlichkeit, zu aller Kultur; wir wissen, daß er ein Hemmnis sein wird für die soziale Befreiung der Arbeiter, und daß er leicht die Quelle neuer Kriege werden kann. Es ist deshalb unsere Pflicht, den kriegerischen Einflüssen von Umwelt und Schule entgegenzuwirken. Natürlich nicht, indem wir unsern Kindern nun etwa das Soldatenspielen verbieten, — das wäre der allerverkehrteste Weg, denn das Verbotene scheint bekanntlich doppelt verlockend. Aber wir wollen ihnen klarmachen, daß der Krieg nichts Hehres und Schönes ist, wie seine Anhänger predigen, sondern daß er ein namenloses Unglück ist, das Hunger, Krankheit, Verarmung und Verrohung über die Völker bringt. Und das Grausen vor dem modernen Kriege wollen wir in der Seele unserer Kinder wachrufen, das Grausen vor dem mit allen Mitteln der Wissenschaft und Technik betriebenen Massenmord, der den Starke wie den Schwachen, den Tapferen wie den Feigen in gleicher Weise hinwegrafft. Beschäffige und verächtliche Urteile über unsere Gegner dürfen wir nicht dulden; unsere Kinder sollen verstehen lernen, daß die, die heute unsere „Feinde“ heißen, auch Menschen sind wie wir, daß sie ebenso nur einem grausamen Muß gehorchend, nicht aus Übermut und Mordgier kämpfen, und daß sie auch lieber heute als morgen zu ihren Frauen und Kindern heimkehren möchten. Gegen die Greuelerzählungen, die in der Presse immer wiederkehren und die dann gewöhnlich ihren Weg in die Schule nehmen, sollen unsere Kinder einiges Mißtrauen lernen. Sie sollen erfahren, daß ähnliche Geschichten in Paris, London und Petersburg auch über unsere Soldaten im Umlauf sind, und sollen daraus schließen, daß haben und drüben gelogen wird, und daß es überall rohe Menschen gibt, die, durch den Krieg entfesselt, sich Ausschreitungen zuschulden kommen lassen. Vor allem aber müssen wir versuchen, den Tatendrang unserer Kinder in edlere und menschenfreundlichere Bahnen zu lenken; ihnen zeigen, daß es noch andere Gelegenheiten gibt, Heldennut und Tapferkeit zu beweisen, als mit Pike und Säbel in der Hand. Wie wir uns eine solche erzieherische Einwirkung im Sinne der Menschlichkeit und der Kultur denken, das soll gelegentlich noch an einigen Beispielen erläutert werden.

Denen aber, die meinen, eine solche Beeinflussung der Jugend sei „unpatriotisch“ — weil sie Patriotismus mit Kriegsbegeisterung und Chauvinismus verwechseln —, wollen wir ein Wort Goethes entgegenhalten. Goethe hat es wenige Tage vor seinem Tode über die Aufgabe des Dichters gesagt, es kann ebensogut für die Aufgabe jedes Menschen und vor allem jedes Erziehers gelten. „Was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Mensch lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu be-



seitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschma zu reinigen und dessen Gefinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn da Besseres tun? und wie soll er denn da patriotischer wirken?"

### Notizen.

**Braunschweiger Ferianausflüge.** Nach einigem Zögern entschlossen sich die Braunschweiger organisierten Arbeiter, die bei groß und klein beliebt gewordenen Ausflüge der Kinder auch im letzten Jahre wieder zu veranstalten. Es wurde reiflich erwogen, ob es während des Krieges wohl möglich sein werde, die Mittel dafür durch freiwillige Sammlungen aufzubringen, nachdem so viele tausend Arbeiter ins Feld gemußt hatten. Die Beträge, die für die Verpflegung der Kleinen bei den Spaziergängen beschafft werden müssen, sind nicht gering. Kosteten doch die Ferianausflüge im Sommer 1914 alles in allem 5980,52 M. In dieser Summe befindet sich allerdings ein Posten von 2074,50 M. für 1633 Kuchen. Mit ihm braucht nicht mehr gerechnet zu werden, da wegen der Folgen des Krieges die Verteilung von Kuchen diesmal von vornherein ausfiel. Die Unkosten für die lehrjährigen Ausflüge mußten sich also aus diesem Grunde bedeutend verringern. Es wurde beschlossen, mittels SammelListen an die Arbeiterschaft heranzutreten. Trotz des Krieges ergaben die Sammlungen laut öffentlicher Mitteilung im „Volksfreund“ den Betrag von 3241,21 M. Mit dem Kassenbestand von 983,33 M. vom Vorjahr und dem Postkartenverkauf betrug die Gesamteinnahme 4241,21 M., die Gesamtausgabe für die Ausflüge stellte sich auf 3143,14 M., so daß ein Überschuf für die Ausflüge von 1916 von 1098,07 M. zu verzeichnen ist. Sogar aus dem Felde sind Beiträge für die Spaziergänge eingekandt worden.

Die Ausflüge wurden in sechs Waldlölale unternommen, ganz nahe der Stadt Braunschweig. Bei Ankunft im Lokal wurden die Kleinen mit warmen Kaffee versorgt. Trimbeger brachten die Kinder mit. Den Gastwirten wurde als Entschädigung für warmes Wasser zum Kaffeeochen und für die zu liefernde Milch pro Liter ein Aufschlag von etwa 10 Pf. gewährt. In allen sechs Lokalen wurden an neun Halbtagsausflügen für 24 111 Kinder 15 633 Liter Wasser und 942 Liter Milch verbraucht. Diese 16 575 Liter Wasser und Milch kosteten 1795,55 M. Während die Kinder in den schattigen Gärten spielten, kam Schokolade zur Verteilung. Auch wurde an einem Tage in sämtlichen Lokalen eine kleine Verlosung veranstaltet, bei der natürlich jedes Kind etwas erhalten mußte. An manchen Tagen beteiligten sich 3000 Kinder an den Ausflügen. Auch die Kinder der Unorganisierten durften an den Ausflügen teilnehmen, wie ja auch die SammelListen Nichtorganisierten und Geschäftsleuten vorgelegt wurden. Die Veranstaltungen haben sich bei der Braunschweiger Arbeiterschaft so fest eingelebt, daß sie niemand mehr aufgeben möchte, sie sind die beliebtesten Festtage der Arbeiterkinder. Im Gewerkschaftsstatell wie im sozialdemokratischen Verein wird nur noch die Frage erörtert, auf welche Weise die Ferientage für die proletarischen Kinder noch schöner gestaltet werden können. Die Organisation der Ausflüge lag der Kindererschulungskommission ob. In jedem Lokal hatte ein Mitglied dieser Körperschaft die Oberleitung. Damit alles in guter Ordnung verlief, war eine große Anzahl von Helferinnen nötig, die draußen mit den Kindern spielten und Kaffee und Gebäck austeilten. Hoffen wir, daß die nächsten Ausflüge im Frieden stattfinden, dann sollen unsere Kleinen wieder ihr beliebtes Stück Kuchen erhalten. Am letzten Ausflugsstage konnte jedem Kinde ein Lamption geschenkt werden. Die vielen hundert Lichter der heimmarschierenden Kleinen boten einen herrlichen Anblick. Leider fehlten im letzten Jahre bei den Ausflügen die vielen Väter, die in den Vorjahren auf den Sammelplätzen die Kinder erwartet und die lustig plaudernden Ruben und Mädchen nach Hause gebracht hatten. Weil die im Felde stehenden Genossen sich nicht an den lehrjährigen Ausflügen erfreuen konnten, so liehen es sich die Kinder nicht nehmen, sich in Gruppen photographieren zu lassen und diese Bilder sowie für die Ausflüge besonders angefertigte Ansichtskarten ins Feld zu schicken. Aus dem Felde eingetroffene Postkarten brachten die Freude der Väter darüber zum Ausdruck, daß auch während der schweren Zeit Braunschweiger Genossinnen und Genossen sich ihrer Kinder in bester Fürsorge angenommen hatten. H. -er.

**Frauen im amerikanischen Schulwesen.** Wie groß die Zahl der Frauen ist, die in den Vereinigten Staaten leitende Stellungen im öffentlichen Bildungs- und Erziehungsweisen bekleiden, ist aus dem Adressenbuch für das Bildungswesen ersichtlich, das von dem Departement des Innern der nordamerikanischen Republik kürzlich veröffentlicht worden ist. Von den 12 000 höheren Stellungen werden 2500 von

Frauen verwaliet. Frauen wirken als Univeritätsvorstehende, Staatsschulinspektorinnen, Graffschafts- bzw. Bezirkschulinspektorinnen, als Direktormnen von Industrie- und Gewerbeschulen, Vorsteherinnen einzelner Wissensfächer in Universtitäten und Mittelschulen, als Direktorinnen staatlicher Schulen für Blinde, Taube und rüchständige Kinder.

Von 622 Universtitäten und Mittelschulen der Vereinigten Staaten stehen 24 unter dem Präsidium von Frauen, von nahezu 3000 Graffschaftschulinspektorinnen sind 508 Frauen. Dagegen bekleiden nur 28 Frauen den Posten als Stadtschulinspektorinnen unter mehr als 2000. Von 70 Blindeninstituten werden 15, von 70 staatlichen Schulen für Taube sind 10 von Frauen geleitet.

Noch größer im Verhältnis ist die Zahl von Frauen, die in privaten Anstalten verantwortliche Stellungen inne haben. Von 22 Privatschulen für Blinde und Taube stehen 16 unter Leitung von Frauen, von 31 für Schwachsinnige werden 20 von Frauen geleitet. 14 Frauen stehen Industrie- und Gewerbeschulen vor, und 48 Frauen leiten Kunstschulen, von denen insgesamt 200 aufgeführt sind. Die Bibliotheken stehen überwiegend unter der Verwaltung von Frauen. Von insgesamt 1300 öffentlichen und Gesellschaftsbibliotheken werden 1075 von Frauen geleitet. Im Bundesbureau für das Erziehungs- und Bildungswesen selbst befinden sich unter den 83 Beamten 11 Frauen. f. r.

**Das Testament eines Sozialisten.** In einer Polemik gegen die Schweizer Reden Vanderveides kommt das führende Organ der französischen Parteiorganisation, der „Populaire du Centre“ auf die sozialistischen Arbeiter zu sprechen, die im Schützengraben stehen. Er schreibt:

„Die Kämpfenden brauchen, die von der Lehre des Sozialismus erreicht werden, kennen diesen Haß gegen die einzelnen Individuen nicht. Die Philosophie der Meister des Sozialismus — von denen Vanderveide einer war — hat sie gelehrt, daß das ökonomische System die Gefühle und Ideen bestimmt, daß der Kapitalismus im besonderen solche Streitigkeiten, solche Wettbewerbe, solche Interessenkonflikte hervorbringt, daß der dauernde Krieg zwischen den Individuen und den Klassen auch zwischen den Staaten immer möglich ist. Sie verabscheuen dieses System, ja sie träumen davon, es niederzuwerfen, es durch ein anderes zu ersetzen, daß, wie unsere Lehren beweisen, die Befreiung, den Wohlstand, den Frieden mit sich bringt...“ „Wenn ich sterbe,“ schrieb ein Kämpfer von Limoges seinem Vater, „wirft Du meinen Sohn im Glauben an den Sozialismus erziehen, Du wirft ihm sagen, daß er niemals daran denken soll, mich zu rächen, Du wirft ihm lehren, daß er mit den anderen Völkern an der Verwirklichung unseres schönen Traumes fortzufahren hat...“

**Eine edle Pflegegeschwester.** Ein Blatt in Klagenfurt (Österreich), die „Freien Stimmen“, hatte es für nötig erachtet, sich gegen die zu gute Behandlung der Kriegsgefangenen und gegen die „über-große Vertraulichkeit“ mit ihnen zu wenden. Darauf schreibt dem Blatte eine wadere Pflegegeschwester folgende guten und wahren Worte: „Was die Behandlung der gesunden und kranken Gefangenen betrifft, so sollte sie so sein, wie wir unsere gefangenen Österreicher im feindlichen Ausland behandelt wissen möchten. Wie die Österreicher in Rußland behandelt werden, wissen wir jetzt noch nicht, denn einzelne Feldpostbriefe sind nicht maßgebend. Manche werden ja unter allen Umständen ein Klagegeld anstimmen, um sich interessant zu machen; aber wenn wir nach dem Kriege hören würden, daß es unseren Gefangenen bei den teilweise noch ganz unvivilisierten Russen besser erging als den Russen bei uns, dann müßten wir uns vor der ganzen Welt schämen, und dies mit Recht. Ist es den Österreichern in Rußland aber schlechter gegangen — nun so haben wir eben edler und nobler gehandelt als unsere Feinde... Ist der Gefangene eigentlich noch unser Feind? Sobald er entwaffnet ist und, in den Reihen unserer Arbeiter eingeteilt, für uns Gräben, Straßen, Eisenbahnen anlegt, das heißt uns hilft, Nütliches zu schaffen, so ist er für sein Vaterland eigentlich tot, deshalb auch nicht mehr unser Feind. Sobald der Gefangene aber krank oder verwundet ist, darf er nicht mehr unser Feind sein, man denkt auch gar nicht mehr daran, daß er es war. Armer Kranker, wenn dir von gehässigen Leuten mit unwilliger Miene die Medizin gereicht werden würde! Wer seinen Pflegeberuf mit ganzem Herzen ausübt, der fragt bei den Kranken nicht nach der Nationalität, Religion und dergleichen; er sieht nur den Kranken, hilfsbedürftigen Menschen, und je mehr er krank ist, desto lieber hat er ihn, ob Russe oder Österreicher. Weiter gehören die Gefangenen zum Volke, das unsere Soldaten nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Befehl seines Kaisers erschossen hat. Sie müßten es tun, wie ja unsere auch, und sobald der Krieg aus ist, wird auch die ganze Welt wieder Frieden miteinander haben. Nach dem Vorbild der Regierungen. Die schliehen wieder Bündnisse, wo sie sich vorher aufs Blut bekämpft haben...“





## Nachtmarsch.

Von Edgar Rahnewald.

Dinant war gefallen. Nun rückten auf allen Straßen die harrenden Kolonnen heran und schlossen sich zu endlosen Reihen. Kiefigen Schlangen gleich wanden sie sich, immer wieder stoßend, durch die Landschaft. Zwischen und neben ihnen bewegten sich langgestreckte, dunkle Körper mit tausend wimmelnden Beinen: marschierende Infanterie. Verspannte Geschütze in vielfachem Hintereinander krochen gleich fernem, gigantischen Heuschrecken über die Hügel dem ferne rollenden Kanonendonner nach.

Alle diese wimmelnden Strahlen liefen in Dinant in einem schreienden, drängenden, engen Knoten zusammen, der sich jenseits der Maas langsam wieder auseinanderwirrte.

Die Schatten der prächtigen Chausseebäume dehnten sich schon weit in die Kleefelder hinüber, als wir uns, langsam vorwärts schiebend, dem qualmenden Kessel des Maastales näherten.

Tief unten lag die Stadt, vom furchtbaren Tritt des Krieges zerstampft und zermalmt. Die scharfen, steil fallenden Bindungen der Straße, die notwendige, vorwärtsstrebende Hast ließen keine Zeit, sich lange umzusehen — klaffende, zerrissene Häuser, brennende Trümmer, ein toter Reiter am Wege unter der steifen Last des gestürzten Sattels, knirschende Glascherben auf Schritt und Tritt, zerschlagenes Gerümpel, gräberschaukelnde Soldaten, das Geräusch der Wagen in den engen, wunden Gassen, Geschrei, stumm weinende Frauen, die mit kleinen Kindern auf dem Arm in starrem Entsetzen an den Häusern entlang irgendwohin hasten — dann donnerten die Hufe der Gänse auf der schwankenden Pontonbrücke über die rauchende Maas. Drüben noch einmal all die Schrecken zwischen zertrümmerten Häusern, vor einigen Türen die lächerlichen Fetzen zerstörter Pracht — das war Dinant.

So wühlte der Eindruck durch alle Sinne, während die Pferde den steilen Berg hinaufstiegen. Vor den letzten kleinen Häusern schattenhaft die Gestalten einiger Menschen mit hochgehobenen Armen, die Hände vor der dunklen Wand gespenstisch schimmernd wie eine erstarrte Gebärde flehenden Entsetzens. Dann breitete sich endlos die nächtliche Hochebene zu beiden Seiten der staubbleichen Straße.

Wir marschierten und spähten ungeduldig nach dem ersehnten Divakplaz aus und wußten noch nicht, daß wir drei Tage und zwei Nächte marschieren würden, ehe wir daran denken durften, für einige Stunden ein Divakfeuer anzuzünden. Es war gut, daß wir das nicht wußten.

Vor uns breitete sich, von der Nacht verhüllt, das Schlachtfeld von gestern — das erste Schlachtfeld, das wir betraten, und darum das furchtbarste.

Ringsum loben die Riesenfackeln brennender Dörfer. Schwerziehende Rauchwolken, Staub, Brandgeruch verbilden die schwüle Luft der Augustnacht. Eingebildeter oder wirklicher Blutgeruch lastet quälend auf den zerstampften Fluren, die am Horizont in der sternlosen Finsternis versinken.

In jedem Erdhügel wähen die Sinne schreckliche Spuren gewesener Kämpfe — vermeintliche Erdhügel lösen sich in der Nähe in das schwarze Gewirr einer zerschossenen Probe, zerschmetterter Pferdeleiber auf. Jeder Schatten im Acker droht mit neuen Schrecken.

Und stundenlang, stundenlang das Geräusch der Wagen, der schwere Zug der Gänse, das gleichmäßige Klappern der Hufe auf der harten Straße. Dann betäubt die Müdigkeit die gespannten Sinne. Wehrlos schläft man im Sattel ein, vom schweren Schritt des Pferdes gewiegt, um wieder erschrocken zu erwachen — da stehen hohe Häuser mit feindselig schweigenden Fenstern am Straßenrand, hoch, schmal — mit einem Ruf verwandeln sie sich in reglos ragende Bäume, die den überspannten Sinnen in Häuser verwandelt schienen.

Gelle Lichtwellen eilen jetzt die Straße daher, überholen die Pferde, fluten dichter, und flugschnell sieht alles in blendenden Schein getaucht — ein Auto fliegt vorüber, und hinter ihm schlägt die undurchdringliche Finsternis wie ein schwerer, schwarzer Vorhang zusammen.

Und wieder kreisen die Sinne um irgendeinen Gedanken, um wiegend langsam in seltsame Träume hinüberzusinken. Helles Licht flutet in hohen, warmen Räumen, in denen unsichtbare Flüster-

stimmen reden und reden. Immer wärmer strömt das Licht — nun jagen die Sinne in die Wirklichkeit zurück — das Licht bleibt und formt sich zu den Flammenstößen eines brennenden Dorfes, durch dessen Blut die Straße Spießruten läuft. Funken schwirren, tanzen in der Luft, Balken krachen und brechen, lodernde Dachstühle sinken prasselnd zu einem Haufen klirrender Schiefercherben zusammen und die Flammen wispern. Der Kirchturm steht als lodende Fackel hoch in der Finsternis des Himmels.

Am Dorfaustritt hat das Feuer nur noch glimmende, sinkende Balken und rauchende Mauern übrig gelassen. Aus dem schwelenden Schuttwinkel eines toten Hauses huscht eine Raube dicht vor den Säulen über die Straße und verschwindet wie ein flüchtiges Gespenst des Lebens inmitten tödlicher Zerstörung.

Dann wieder stundenlang fliehende Ebene, ferne Feuersbrünste und Finsternis. Und immerfort, pausenlos das angsterfüllte, klägliche Brüllen des verlassenen Viehes, das rudelweise in den Feldern steht und gegen die brennenden Ställe schreit. Jetzt ganz nah die schreckliche, klagende Stimme einer Kuh. Das Tier steht mit langvorgestrecktem Hals dicht am Wege und brüllt in das Geräusch der unbarmherzig vorüberziehenden Wagen. Hundertfach antworten ihm die Schwestern ringsum, endlos klagt der vielstimmige Schrei hinaus in die dumpfe Finsternis. Das sind keine Kühe mehr — es ist, als schreie die Erde, die arme, zerstampfte, blutgetränkte, mißhandelte Erde selbst ihr Entsetzen hinauf zum schwarzgespannten Himmel, der keinen Stern zum Troste hat.

Die Nerven wissen nichts mehr von Einbildung und Wirklichkeit. Sie schmerzen wie die Glieder eines Verurteilten, den unbarmherzige Hentler hundertmal an der Schwelle des Schafotts zurückreißen.

Die Dunkelheit behängt sich mit geisterhaften Dämmerungssehen. Die zusammengeklumpten Formen der Dinge ringsum nehmen langsam ihre wirkliche Gestalt an. Im Osten wächst ein schimmerndes Leuchten. Aber die Flammen eines brennenden Dorfes leuchten noch heller als glimmendes Morgenrot.

Eine Stöckung in der endlosen Schlange rasselnder Wagen zwingt uns, inmitten rauchender Trümmer zu halten. Und mit halb-ermunterten Sinnen klettern die Reiter über das Gewirr schwarzer Balken, an denen noch die letzte Blut zehrt — vielleicht blieb in all der Zerstörung ein Brunnen unverfehrt, ein Brunnen mit Wasser für Menschen und Tiere.

Da steht ein Haus, an dem noch die Flammen fressen. Die heißen Basaltmauern umfassen fest die lodernde Glut, die in den Räumen wütet, sich durch die Türen zwingt und sich rot, jauchzend, vom brennenden Dachstuhl herab den Weg über die hölzernen Stiege in den noch unverkehrten Flur erzwingt.

Auf den steinernen Fliesen des Flures liegt ein toter Mann, die erkaltete Schrotflinte in der starroverkrümmten Hand — ein Schuß schmetterte ihn auf die Steine.

Gierig erobern sich die Flammen Stufe um Stufe — wollüstig zerfressen sie das mühsame Menschenwerk, von keiner Hand bekämpft. Es ist schrecklich still, nur die Flammen wispern.

In der Ecke steht ein hölzernes Pferd, das Spielzeug eines Kindes. Mit aufgerissenen Rüstern, fleischendem Raul und erschreckten Augen sprengt es hoch gegen die brennende Treppe und wagt doch den Sprung nicht, als sei es vor Entsetzen starr.

Ihm zu Füßen angelehnt sitzt mit verschroben eingeknickten Beinen ein bunter Harlekin. Das bemalte Gesicht grinst steif und frech zu dem Toten hinüber. Das flehende Raul zieht sich als breiter, schwarzer Strich über das pfiffige Gesicht, darüber sitzen ein paar schwarze, angeflackte Perlen als Augen, ein wenig schief, und machen das Grinsen noch infamer.

Die Flammen knistern — der Tote liegt im Fladerschein. In den Perlenaugen des Harlekins spiegelt sich der Widerschein der Flammen als lebendiges Bünktchen — die Augen zwinkern in hämischer Freude nach dem Toten hinüber, und das Raul grinst noch breiter. Die Schrecken des nächtlichen Schlachtfeldes fliehen sekundenlang zu einer grotesk verzerrten Karikatur zusammen, sie wälzen sich als einzige wuchtende Last auf die ermatteten Sinne — die Flammen, der Tote, das Holzpferd, das furchtbare Schweigen rings. Und dort der grinsende Harlekin, ein buntes, lächerliches Gespenst, das sich über das Treiben der Menschen lustig macht. ...

Ein Ruf von der Straße her, ein warmer, lebendiger Menschenruf, löst den quälenden Wahn.

Aber die Fluren schauert sekundenlang das fröstelnde Wehen des erwachenden Tages.

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Clara Jettin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Fegerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von J. G. W. Diez Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.